

Sächsische Zeitung.

Landeszeitung für die Provinz Sachsen und die angrenzenden Staaten.

Redaktion und Expedition: Halle, Leipzigerstraße 87.

Halle a. S., Freitag 15. Februar 1895.

Verleger: Hermann Schulz, Halle a. S., Leipzigerstraße 87.

Telegramme.

Wilschmann, 15. Februar. Den neuesten Bestimmungen zufolge trifft Kaiser Wilhelm am Montag hier ein, um der Beerdigung der Reichskanonen beizuwohnen.

Christiana, 15. Februar. Dem Organ der Linken 'Verdens-gaard' zufolge konfizierte der König gestern mit dem Präsidenten des Storting, Nilsen, über den Moss, nach welchen der Meinungsaustausch zwischen dem König und der Majorität des Stortinga nicht gefahrt worden könne. Der König zieht die Fortsetzung des schriftlichen Austausches vor, während die Majorität des Stortinga betont, solches sei weder konstitutionell gültig, noch praktisch zur Erreichung des beabsichtigten Zweckes.

Brüssel, 15. Februar. Laut 'Globe' ist nunmehr die Entscheidung der belgisch-russischen Metallwerke durch das Arbitrage Tribunal und die Société-Leonard mit 8 Millionen Rubel Kapital auf der Domäne des Fürsten Dolgorouki endgültig abgeschlossen.

London, 15. Februar. Wie dem 'Neuer'schen Bureau' aus Wellington von heute gemeldet wird, hat die Regierung von Neu-Seeland die Ausfuhr von Waffen und Munition nach Samoa verboten.

London, 15. Februar. Die offizielle Untersuchung bezüglich des Zusammenstoßes der 'Elbe' mit der 'Gratie' wird von einer Kommission stattfinden, die aus ersten Autoritäten Englands bestehen soll, doch wird die Untersuchung erst nach einiger Zeit vor sich gehen, nachdem die Untersuchung des Generalen in Doppelheit über die Ursachen der Todesart der eingebrochenen Leiden beendet ist. Der General wird am nächsten Sonntag dem Präsidenten des Handelsrats Bruce empfangen und über den Gang der Angelegenheit verständigt werden.

Paris, 15. Februar. Der General Dodaas demittiert selbst das Geschäft, über seine bevorstehende Abreise nach dem Sudan. — Der Zustand des Desultors Hubbard hat sich wesentlich verschlechtert, es hat sich eine Lungenentzündung eingestellt.

Wien, 15. Februar. Ein gestern veröffentlichtes Telex meldet zur Einfuhr von 1800000 Str. Getreide aus dem Auslande bis zum 31. Juli.

Wien, 15. Februar. Der Sozialistenführer Wals Balawitsch, ehemals Reichsminister von Bosnien, wurde gestern verhaftet und durch Generalnomen des Metropolitan zugewiesen, wo er in Anwesenheit der Geistlichkeit durch den Metropolitan Michael der patriarchalischen Kirchen entlassen wurde.

Konstantinopel, 15. Februar. Nach Beendigung der Ausbildung der Anwärter für den Gebrauch des Maschinengewehrs soll sofort die Ausbildung der türkischen Armee mit diesem Gewehr stattfinden.

Washington, 15. Februar. Das Präsidentenamt hat den Antrag, die 4 prozentigen in Gold zahlbaren Obligationen durch 3 prozentigen in Metall zahlbaren Obligationen zu ersetzen. Der Antrag wurde mit 165 gegen 120 Stimmen abgelehnt.

Deutsches Reich.

\* Kaiser Wilhelm hörte gestern Vormittag den Vortrag des Kriegsministers und arbeitete hierauf längere Zeit mit dem Chef des Militärkabinetts.

\* In Göttingen ist durch das Gerichte, der Kaiser begehrt sich eine Waise nach Friedrichsruh, um dem Fürsten Bismarck persönlich seine Glückwünsche auszusprechen.

\* Der 'Ausschuss der Landwirtschaft' hatte bekanntlich im Herbst, nach dem Konventionen beschließen, eine Studienreise nach Amerika unternommen. Der eigene Ausschuss, der mit der Ausführung betraut war, hat sich jetzt entschieden, diese Studienreise in den nächsten Tagen nachzugehen.

\* Als zuständige Stelle ist von der Mitteilung aus Paris, daß Frankreich in Berlin einen Marinestützpunkt begehren werde, nichts bekannt, man hält aber die Verwirklichung dieser Absicht für leicht möglich.

\* Auf Grundlegung in Preußen, die dem Fürsten Bismarck nachgehen, erhält man die Auskunft, daß der Fürst sich zur Zeit aus gesundheitlicher Beziehung erheut. Fürst Fürstberg und von Stumm, welche dieser Tage in Friedrichsruh weilten, trafen den Fürsten im erstenlichen Hofheim. Als gutes Zeichen wird betrachtet, daß der Fürst besonders im Gesicht wieder voller und härter wird. Für den 1. April sind bis jetzt zur Gratulation allein 7000 Studenten mit 100 Professoren angemeldet.

\* Die Veröffentlichung des v. B. Groeben'schen Briefes in der sozialdemokratischen 'Sächsischen Volkszeitung' des Abg. Schönlank wird nachdrücklich von den Gerichten beschleunigt. Wie die 'Konst. Corr.' mitteilt, sind die Schritte zur strafrechtlichen Verfolgung des Briefverfassers bereits eingeleitet. Des Weiteren verläutet, daß bereits am Freitag, also einen Tag später, nachdem dieser Brief dem Empfänger abhanden gekommen war, im Reichstage darauf aufmerksam gemacht worden ist, es werde demnach in der 'Leipziger Volkszeitung' eine bodenrichtige Entschuldigung erscheinen. Für die Verbreitung der betreffenden Nummer ist auch noch dadurch geklärt worden, daß diese verschiedenen Parlamentsjournalisten besonders zugewiesen worden ist.

\* Als das Invalidentät- und Altersversicherungs-gesetz im Reichstage beraten wurde, wurden von verschiedenen Seiten vorausgesetzt, daß es sich die Sozialdemokratie nicht werde entgegen lassen, durch Anträge auf Erhöhung der in dem Gesetze für die Arbeiter vorgezeichneten Beiträge agitatoren zu wirken und die Begehrlichkeit anzuknüpfen. Die bauliche Voraussetzung ist schneller eingetroffen, als die betreffenden Redner selbst es angenommen hatten. Die sozialdemokra-

tischen Abgeordneten haben beim Reichstage beantragt, die verschiedenen Versicherungen zu erhöhen, durch welchen einmal in der laufenden Session zu erwirken, durch welchen einmal in dem Reichstage, der das 70. Geburtstag feiert, der Reichsantrag auf Altersrente zugewiesen und die Invalidentätssprache dann gemindert werden soll, wenn der Reichstage insolge seines fortgeführten oder gestrigen Zustandes nicht mehr im Stande ist, sich in seinem Verufe die Hälfte seines bisherigen, nach dem Durchschnitt der letzten drei Jahre zu berechnenden Jahresarbeitsergebnisses zu erwerben. Gegenwärtig ist der Anspruch auf Altersrente von der Erfüllung der Bedingungen in den für die dreijährige Wartezeit getroffenen Uebergangsbestimmungen und derjenigen auf Invalidentät von einer solchen Abnahme der Erwerbssfähigkeit abhängig gemacht, daß der Reichstage nicht mehr im Stande ist, einen Betrag zu verdienen, welcher gleichkommt der Summe des Durchschnitts der letzten drei Jahre Beiträge entrichtet sind, und einer Sechsteile des dreihundertfachen Betrages des arbeitsfähigen Tageslohnes. Durch den von der sozialdemokratischen Abgeordneten eingebrachten Antrag würde die durch die Invalidentät- und Altersversicherung herorgebrachte Belastung erheblich erwidert werden. Es ist klar, daß die sozialdemokratischen Abgeordneten solche Anträge stellen, um sich bei den Wahlen beliebt zu machen. Sie können das um so leichter, als sie von der Erhöhung der Belastung nicht betroffen werden. Bei einem solchen agitatorischen Vorgehen dürfte es am Zeit sein, daran zu erinnern, daß gerade die sozialdemokratischen Abgeordneten es gewesen sind, welche sich mit Hand und Fuß gegen die Annahme des Invalidentät- und Altersversicherungsgesetzes gewehrt haben. Nicht insonderem die Reichstage, die in der Partei, also haben den Arbeitern die Wohlthaten der Invalidentät- und Altersversicherung verweigert; die letzteren Parteien werden deshalb auch zu entscheiden haben, ob die Wohlthaten genügen oder nicht.

\* In Bayern wird den Bestimmungen des Alters- und Invalidentätsgesetzes am wenigsten Folge gegeben. Wie man aus parlamentarischen Kreisen schreibt, wird die Invalidentät bei der Verattung des Gesetzesentwurfs die Berufs- und Gewerbebezugsung betreffend im Reichstage zur Erörterung gebracht, und die Frage gestellt werden, warum die Bayerischen Behörden nicht eine schärfere Kontrolle üben.

\* Der Politiker Wirthow ist von den Ereignissen und Zuständen so oft demantirt worden, daß man sich häufig wundern muß, ihm über Fragen, welche das politische Volksempfinden betreffen, noch immer eine Meinung äußern zu hören. Ein Redakteur des 'Neuen Wiener Anzeigers' hatte mit dem Professor, der gegenwärtig in Wien weilt, eine Unterredung und verstand, was die Beurteilungen des gelehrten Mannes, als ob es sich um Abgabe des Urtheils eines nachrichtlichen Staatsmannes handelte. Nach Professor Wirthow über das Geschäft der Umwälzung sagt konnte der Interviewer in Berliner freimüthigen Mäthern längst sein. Auch der orakelhafte Anspruch Wirthows: 'Ich wäre ein gelehrter Mensch, wenn ich wüßte, wie sich die Verhältnisse in Deutschland überhaupt gestalten werden; das weiß Niemand' ist von einer wahrhaft stupiden Naivität, was er aber der Wismarck sagte, das verdient weitergehend gekannt zu werden. Auf die Frage nämlich, ob sich der achtzigste Geburtstag Wismarcks zu einem großen nationalen Fest gestalten werde, meinte Wirthow, daß das kaum der Fall sein würde.

Es gebe keine Partei und keinen Menschen, welcher glaube, daß Wismarck, wenn er wieder lebte, die veränderten Umstände in Preußen bannen und Zurückdrängen könnte. Er wolle Wismarck's Verdienste zu würdigen; dieser habe Deutsch gelassen; das sei jedoch nur ein schöner, glänzender Name, aber was sich innerhalb derselben befindet, ist grau und düster. Als Wismarck allmächtig, unerreichtlicher Kanzler war, habe er dem Deutschen Volk mit die größte Freiheit gegeben, sondern Partikularismus und Junkertum großgezogen, er hat zuerst die Reaktion gebracht.

Kann man seinem persönlichen Faß ein großes Opfer darbringen? Trotz Wirthow wird der 80. Geburtstag des Reichsanklagers mehr als ein nationales Fest werden, er wird die deutsche Empfindung, das patriotische Selbstbewußtsein wachrufen, daß mit das große historische Wert, das der eine Mann für uns geschaffen, in seinem Geiste zu erhalten und auszubauen haben. Dem Wismarck, dem im Süden die bevorzugten gelehrten Staatsmann aber zu sagen, er habe den Partikularismus großgezogen, ist ein Eingeständnis politischer Unfähigkeit, das auf's Neue den Mann der Wissenschaft als völligen Dilettanten auf politischem Gebiet bezeichnet.

\* Eine vom rheinischen Bauernverein einberufene Versammlung rheinischer Landwirthe lagte gestern Nachmittag in Köln. In 1500 Landwirthe folgten mit regem Interesse den mehrstündigen Verhandlungen, die Freiherr Feltz v. Los leitete. Der Kernpunkt der Erörterungen waren der Antrag Kaniz und das Gesetz über Monopol. Berichterstatter über diese Punkte war Graf Hoenbroech, der folgende Resolutionen empfahl, die mit überwältigender Mehrheit angenommen wurden:

1. Die Verarmung und den rheinischen Landwirthe erklärt: 1. Die rheinische und deutsche Landwirtschaft befindet sich in einem schmerzlichen Nothstande, der je nach dem Stande der Unter-gänge zunimmt, wenn nicht rasch Abhilfe erfolgt. Die Hauptursache liegt in den beispiellos niedrigen Getreidepreisen, die besonders in der Rheinprovinz, die so hohen Produktionskosten nicht mehr zu decken vermögen. So erhebt eine entsprechende Erhöhung der Getreidepreise als dringende Bedingung, und als Ziel rascher Gesetzgebung. In diesem Sinne sind Monopol und Antrag Kaniz als wirksame Mittel zu erheben. Die Verarmung beruht die Erwartung aus, daß die Regierung eines dieser Mittel durchführen wird, und zwar auf dem Wege der Landesgesetzgebung und nur unter der Voraussetzung, daß die organische landwirtschaftliche

Verletzung als Organ dieser Maßnahmen und deren Verwaltung befreit werde. 2. In den mitverordneten Staaten verhalten sich die verschiedenen Staaten in eine erhebliche Einwirkung auf das Eintreten der Getreidepreise zu erkennen. Deshalb fordert die Verarmung die Erwartung aus, daß die Regierung eine Regelung der internationalen Waarenverhältnisse herbeiführen würde.

Es stelle in der Verarmung, wie berichtet wird, nicht an Verändern, eine andere Entscheidung herbeizuführen, um eine Stellungnahme zur Antrag Kaniz zu vermeiden. Ein zu diesem Zwecke von Geistlichen geleiteter Gegenantrag, eine ähnlicher Vorlesung des Landgerichtsdirektors Schmidt-Düffeldorf werden indessen abgelehnt.

\* In Württemberg haben gestern 25 von den 26 noch einstehenden Reichstagen stattgefunden, die letzte in der Stadt Stuttgart selbst ist für heute aberkannt, und nur dieser mag man mit besonderem Interesse entgegensehen. Die politische Entscheidung im Großen und Ganzen ist bereits am 1. Februar getroffen worden: Das Land hat seinen Mehrheitswillen dahin kundgegeben, daß es für sechs Jahre mit einer liberaldemokratischen Mehrheit zu verbleiben sei. Die Wähler mögen sich dieses Willens nicht überall bewußt gewesen sein. Wir zweifeln durchaus nicht, daß im Gegenfalle zu mancher, der einen demokratischen Betzel abgeben hat, sich eines recht entscheidenden Gegenepages zum liberalen Bewußt sein war und daß ungeachtet mancher liberale Wähler mit seinem Betzelle die Demokratie geradezu zu bekämpfen suchten. Aber auf das selbständige Denken des einzelnen Gesetzmannes kommt es da gar nicht an, sondern auf das, was an den Verhandlungspunkten der in gleicher Front Marchirenden verabredet und gemeinlich vereinbart wird. Dort aber ist die entente cordiale unverkennbar vorhanden gewesen und wird auch wohl heute noch etliche Demokraten und Liberalen im Wege der Gegenheitigkeit zum Mandat gebracht haben. Darum liegt aber die volle Verantwortung für die Erledigung der gesetzgeberischen Aufgaben des Landes auf dieser demokratisch-liberalen Mehrheit und es ist im Wesentlichen nur noch von Interesse, aus der Stuttgarter Wahl zu ersehen, welcher Tribut jetzt bereits dem Sozialdemokraten als dem anspruchsvollsten Dritten bezahlt wird, der künftig in das Bundestamm eintritt wird.

\* Die 'Nordd. Allg. Ztg.' schreibt zu dem Erlaunen, dem einige Wähler Anstand gegeben haben, daß der Kreuzer 'Falk' trotz seiner nicht ganz frischen Lage von Samsen abberufen und nach London überführt ist. In Samsen begreife jetzt die Welt außer sich geführter Stürme, und da der 'Falk' nur ein kleines Schiff sei, so seien die Gefahren der Sturmperiode für ihn doppelt groß. Deutschland hätte schon mehrere kleine Schiffe durch Wetterunfall vor Samoa verloren und könne es nicht darauf antommen lassen, die Reihe dieser empfindlichen und tief schmerzlichen Verluste noch verlängert zu sehen. Ein größeres Schiff aber habe die Regierung nicht zu ihrer Verfügung. So kommen wir auch hier, schreibt das offizielle Blatt, wieder auf den Punkt, von dem aus die vorliegende, wie alle ähnlichen Vorfälle allein erledigt werden können auf das dringende Bedürfnis einer mächtigsten schlagamen Verrückung einer Anzahl von geistigen Kräften.

\* Von der deutschen Logo-Exposition, die unter der Leitung des Jenebers Dr. Gruner steht, traf die Nachricht ein, daß sie sich zu Weihnachten in Jent, zwischen dem 9. und 10. Weihnachtsfest befand, um nach Samanie und Wangen aufzubrechen.

Frankreich.

Wirtschaftliche Negungen. Die französische Landwirtschaftliche Gesellschaft faßt den Beschluß, die Regierung aufzufordern, mit den Staaten des lateinischen Bündnisses, mit England, den Vereinigten Staaten von Nordamerika und Deutschland zu verhandeln, um den Silber seine frühere Rolle als internationales Zahlungsmittel wiederzugeben.

England.

Die formelle Untersuchung der 'Elbe-Katastrophe'.

Nachdem die Voruntersuchung gegen die 'Gratie'-Mannschaft beendet ist, beschloß das Handelsamt die Abhandlung der formellen Untersuchung über die Collision der 'Gratie' mit der 'Elbe'. Dieselbe soll hier stattfinden und demnach eröffnet werden. Diese Chronik bedauert, daß die britische und deutsche Regierung sich nicht über eine gleichzeitige Untersuchung der Katastrophe durch ein internationales Tribunal verständigt hätten, und fordert die britische Regierung auf, gemäß der Kaufmännisch-Schiffahrtsgesetz von 1894 das Untersuchungsverfahren gegen den Kapitän Gordon einzuleiten wegen Verdrachts, daß er der 'Elbe' nach der Collision nicht Hilfe geleistet habe. England würde nicht den Kapitän Gordon zu schämen, falls seine Schuld bewiesen würde.

Italien.

Der Vorladungsbefehl für Giolitti. Giolitti erging an den ehemaligen Ministerpräsidenten Giolitti den Vorladungsbefehl des Königlich-italienischen Untersuchungsrichters. Man darf nunmehr darauf rechnen sein, ob Giolitti, wie er noch kürzlich erklärt hat, der Vorladung Folge leisten und sich dem Königlich-italienischen Gerichte persönlich stellen wird. (Die Red.)

Belgien.

Die Kongressfrage. Die gestern von der Kammer eingesetzte Kommission zur Verhandlung der Kongressfrage ist in der Majorität der Vorlage günstig geneigt. Mehr Mitglieder der Rechten sind dafür; sechs Sozialisten und Liberale stimmen dagegen und die übrigen fünf Mitglieder werden sich der Stimmabgabe enthalten. Da die Stimmabgabe nicht in der Kammer und in der Kommission gleiche ist, erfordert die Annahme der Vorlage und damit die Annexion des Kongoflantes als gefordert.

Bulgarien.

Das 'N. B. Z.' veröffentlicht ein Telegramm des Chefs des Staatskabinetts des Fürsten von Bulgarien aus Sofia, welches lautet: 'Hier hat gar kein tragisches Ereignis stattgefunden; die Abgeordneten









(Nachdruck verboten.)

## Der Amerikaner.

(1) Original-Noman von Jenny Hirsch.

I.

Auf dem Berliner Bahnhof in Hamburg stand der Zug zur Abfahrt bereit. Die meisten der Reisenden hatten bereits ihre Plätze eingenommen, nur einzelne Nachzügler kamen athemlos herbeigelaufen und wurden von den Schaffnern eifertig in die Wagen geschoben, deren Thüre sie hinter ihnen mit einem weit-hin schallenden Schläge schlossen.

Das dritte Glockenzeichen war gegeben, ein schriller Pfiff, und der Zug begann sich langsam in Bewegung zu setzen — da ward von einer kräftigen, muskulösen Hand die Thüre eines Kupees zweiter Klasse nochmals geöffnet, mit der Gewandtheit eines geschickten Turners schwang sich ein junger Mann hinein; frachend fiel hinter ihm die Thüre wieder ins Schloß.

Im Kupee befanden sich drei Damen, welche es sich, jede in einer Ecke, bereits bequem gemacht hatten. Bei dem Wägestüd, dessen unfreiwillige Zuschauer sie soeben geworden, schrien zwei von ihnen, augenscheinlich Mutter und Tochter, laut auf, während die dritte, ein schlankes junges Mädchen, in einem sehr einfachen grauen Anzug mit einem grauen Hütdchen auf dem Kopfe, keinen Laut von sich gab, aber die goldbraunen Augen mit dem Ausdruck des Schreckens auf den Tollkühnen richtete.

Sie verhielt sich auch noch ganz still, als ihre Reisegefährtinnen die erste Bestürzung bereits völlig überwunden hatten und die ältere, eine breite, behäbige Dame, welche trotz des schönen warmen Herbsttages in einen Mantel gewickelt war und eine Reisedecke über ihr Knie gebreitet hatte, in unverkennbar mecklenburgischem Dialekt in die Worte ausbrach:

„Aber mein Herr, dies ist ja das Damen-Coupee!“  
Der junge Mann, der, nachdem er festen Fuß im Wagen gefaßt, mit der Unterbringung seines ebenfalls hineingeschleuderten leichten Handkoffers beschäftigt gewesen war und bisher keine Notiz von seinen Reisegefährtinnen genommen hatte, blickte bei dieser Anrede auf. Er verneigte sich leicht, wobei ein leichtes Lächeln seinen von einem blonden Bart beschatteten Mund umspielte, und öffnete denselben, um zu antworten; jedoch ertönten vom Fenster her dieselben Worte, aber von einer tiefen Mannesstimme und in dem verwehenden Tone des eine Unregelmäßigkeit rügenden Beamten gesprochen.

Der draußen auf dem Trittbrett stehende Schaffner streckte das den Ausdruck des Unwillens tragende härtige, sonnenverbrannte Gesicht zum offenstehenden Fenster hinein und fügte hinzu: „Wie ist Ihr Name, mein Herr, ich muß Sie zur Anzeige bringen. Es ist verboten, eigenmächtig die Thüre zu öffnen und in die Wagen zu springen wenn der Zug schon in Bewegung ist.“

„Wohl“, sagte der junge Mann, zog ein elegantes Taschennbuch aus Fuchtleinleder hervor und reichte dem Schaffner seine Karte. „Thun Sie, was Ihres Amtes ist,“ fügte er in gutem Deutsch, aber mit fremdländischer Betonung hinzu und bemerkte dann ein wenig leiser mehr für sich selbst: „Seltsames Land, dieses Deutschland; wen geht's was an, wenn ich mein Leben riskiren will?“

„Bitte meine Damen, Ihre Fahrkarten,“ wandte sich der Schaffner, der es für besser halten mochte die letztere Aeußerung zu überhören, an die anderen Insassen des Wagens.

Das ihm zunächst sitzende junge Mädchen erfüllte unverzüglich sein Begehren, die ältere Dame brachte die Fahrkarte für sich und ihre Tochter aber nicht so ohne alle Umstände zum Vorschein.

„Lottung, Lottung, wo hab' ich die Dinger nur gelassen,“ raunte sie halblaut der Tochter zu, suchte in allen Taschen und reichte sie endlich dem bereits ziemlich ungeduldig gewordenen Schaffner. Das hinderte sie jedoch nicht, ihn nachdem er dieselben

fuirt, noch mit der Frage aufzuhalten: „Was soll nun weiter werden? Der Herr kann doch nicht hier bleiben; es ist ja Damen-Kupee.“

„Aber meine gnädige Frau, Sie werden doch nicht so grausam sein und mich jetzt, wo der Zug seine volle Fahrgeschwindigkeit hat, auf die Schienen werfen wollen!“ rief der junge Mann und schaute bittend zu ihr auf; Ton und Blick hatten dabei aber etwas so drolliges daß die graugekleidete Reisende sich schnell abwandte, um ein Lächeln zu verbergen; auch in dem grobgeschnittenen, aber recht gutmüthigen Gesichte des Schaffners zuckte es verrätherisch.

„Da das Coupee nicht zu einem durchgehenden Wagen gehört und der Zug erst in Friedrichsruh wieder hält, so hilft es nichts, der Herr muß bis dahin hier bleiben,“ sagte er.

„Bis Friedrichsruh! Aber das ist ja über eine Stunde! Warum nicht in Bergedorf?“

„Es ist ein Schnellzug, er hält nur ganz ausnahmsweise in Friedrichsruh an“, mischte sich die junge Dame ein.

„Danach frage ich nicht; ich verlange, daß der Zug in Bergedorf hält“, beharrte die Mecklenburgerin eigensinnig.

„Das ist nicht möglich“, erwiderte der Schaffner.  
„Warum nicht? Ich habe Damen-Coupee verlangt; ich besteh auf meinem Recht. Ich werde mich beschweren!“

„Das steht Ihnen frei“, antwortete der Schaffner und verschwand vom Fenster, der erregten Dame auf diese Weise die Fortsetzung ihres wortreichen Einspruches abschneidend. Sie gab sich aber noch lange nicht zufrieden.

„Die Sache lasse ich nicht so hingehen,“ rebete sie weiter und es blieb unentschieden, ob sie ein Selbstgespräch hielt oder ihre Worte an die Mitreisenden richtete. „Mein Schwager ist Rath im Eisenbahnministerium, an den werde ich schreiben, er soll es untersuchen lassen. Ich habe Damen-Coupee verlangt für mich und meine Tochter, es ist ja himmelschreiend, daß allein reisende Damen schutz- und rechtlos sein sollen. Komm Lotting!“ sie ergriff ihr blasses, mageres Tochterlein bei den Schultern und zog es dicht an sich heran als fürchte sie, das Lämmlein könne unversehens von dem hereingebrochenen Wolf mit Haut und Haaren verpeißt werden.

„Nochmals meine Damen, bitte ich de- und wehmüthig um Entschuldigong“ begann jetzt der junge Mann, „Dulden Sie mich armen Hereingeschnitten doch nur eine Stunde; ich verspreche Ihnen, mich mäuschenstill zu verhalten und Ihnen auch nicht den geringsten Anlaß zur Unzufriedenheit zu geben.“

Wie zur Befräftigung seiner Versicherung drückte er sich ganz fest in seine Ecke.

Die Mecklenburgerin hatte für seine Bethuerung nur ein geringschätziges Achselzucken, ihr Lotting, ein Backfischchen von etwa fünfzehn Jahren, mit weißblondem Haar und nichts-sagendem Gesichte, glogte ihn mit ihren blaßblauen, beinahe wimperlosen Augen verwundert an und auch sein Gegenüber schwieg. Er mußte aber im Auge der jungen Dame doch etwas gelesen haben, was ihn zur Fortsetzung des Gesprächs er-muthigte, denn er wandte sich jetzt ausschließlich an sie mit der Frage:

„Wie denken Sie über den Fall, mein gnädiges Fräulein?“

„Ich füge mich in das Unabänderliche“, entgegnete sie ernst, dabei lachte aber doch der Schelm aus ihren braunen Augen, was ihrem unregelmäßigen, keineswegs schönen Gesichte mit der gebogenen Nase und dem nicht kleinen, aber mit tadellosen Zähnen ausgestattetem Munde etwas sehr Anziehendes gab. „Wohl oder übel müssen wir Sie schon bis zum nächsten Haltepunkt mitnehmen.“

„Und Ihnen erscheint mein Eindringen in dieses Coupee nicht als ein so strafwürdiges Verbrechen?“ Er warf einen Blick nach der anderen Wagenende, aus welcher sich nur ein unwilliges Räuspfern hören ließ.

„Ach der kleine Zwischenfall wäre ja gar nicht der Rede werth, wenn nur nicht der Schreck gewesen wäre“, erwiderte sie

ohne alle Ziererei, erröthete aber und zeigte eine leichte Berlegenheit als er lebhaft wiederholte:

„Der Schreck! Welcher Schreck?“

„Nun über Ihr Hereinspringen.“ konnte die ältere Mitreisende sich doch nicht enthalten dazwischen zu rufen, „Meinen sie, es sei eine Annehmlichkeit mit anzusehen, wie ein Mensch auf der Eisenbahn überfahren wird?“

„Die Annehmlichkeit ist jedenfalls noch geringer, wenn man selbst überfahren wird.“ lachte der junge Mann, sehr belustigt durch die Auffassung der guten Frau. Seine Nachbarin stimmte herzlich ein.

„Wie konnten Sie nur so verwegend sein?“ fragte sie dann. Er wußte nicht recht, warum der leise Vorwurf, der in den Worten lag, ihm so wohl that.

„Ich war zu spät gekommen. Was blieb mir da anders übrig, als in das nächste Koupee, das mir erreichbar war, zu springen?“ sagte er.

„Sie würden es aber doch nicht gethan haben, hätten Sie die Aufschrift „Damenkoupee“ nicht übersehen?“ fragte sie mit leiser Neckerei.

„Auf die Gefahr, den Zorn der Damen gegen mich noch zu vermehren, muß ich der Wahrheit gemäß eingestehen: ich hätte es doch gethan“, antwortete er, den Kopf mit dem kurzgeschnittenen, dunkelblonden Haar, von dem er die Reisemütze genommen hatte, in gut gespielter Zerknirschung neigend, während die graublauen, klugen Augen, wie ein Einverständnis suchend, lustig zu der jungen Dame hinüberflogen: „Noth kennt kein Gebot.“

„Ei, hing für Sie denn so viel davon ab, mit diesem Zuge fortzukommen? Konnten Sie nicht bis zum nächsten warten?“ fragte die Mecklenburgerin indiskret.

„Gnädige Frau, bedenken Sie doch, ich hatte das Fahrgeld nach Berlin bezahlt, sollte ich das verloren geben?“ entgegnete der junge Mann wichtig!

Er hatte die Fragerin richtig beurtheilt, denn sie nickte befriedigt; die Andere schüttelte aber den Kopf und bemerkte: „Wenn man eine Reise über den Ozean macht, pflegt es auf zwanzig Mark mehr oder weniger doch nicht anzukommen, daß man sich darum in Lebensgefahr begiebt.“

„Halb erstaunt und halb belustigt schaute er ihr unter den Hut.“

„Sie wissen, daß ich über den Ozean gekommen bin! Trage ich in meinen Kleidern noch den Geruch der See?“

„Das nicht.“ lächelte sie, „aber ich höre es an Ihrer Sprache, und merke es —“

„An meinem Ansehen, an meiner Kleidung,“ fiel er ein und ließ den Blick an seinem sehr bequem sitzenden, aus einem großkarrirten Wollstoff gefertigten Anzug hinabgleiten, der in Verbindung mit dem blauen Halstuch, in welchem eine Nadel mit blizenden Steinen steckte, allerdings etwas Auffallendes hatte. „Sie haben Recht, ich bin erst vor einigen Tagen in Hamburg eingetroffen und komme aus Nordamerika.“

### Nochmals die Tödtung alter und schwacher Leute.

In einem zweiten Aufsatze, der sich ebenfalls in der so überaus empfehlenswerthen illustrierten Wochenzeitschrift für Völkerverständnis und Völkertunde „Globus“ (Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig) veröffentlicht findet, fügt Herr P. Sartori-Dortmund seinen früheren Ausführungen noch interessante Anmerkungen über die Arten der Beseitigung Alter und Kranker hinzu, denen wir Folgendes entnehmen:

Die Sitte dieser Tödtungen beruhte fast überall auf dem Gedanken, daß man gut daran thue, den wegen Alter oder Siechthum Aufgegebenen noch bei Lebzeiten der jeweilig geübten Bestattungsweise zu unterziehen, sei es, um dadurch seine Leiden abzukürzen, oder um seine Seele in noch nicht ganz geschwächtem Zustande ihrem künftigen Aufenthaltsorte im Todtenreiche zu überantworten, oder aus anderen Gründen, die gleich angedeutet werden sollen.

Die Sitte des Lebendigbegrabens wird namentlich in der ganzen melanesischen Region geübt. Alte und Kranke verlangen oft selbst danach. Wenn auf Fata Alte lebendig begraben werden, bindet man ihnen an einen Arm Schweine, die dann beim Feste verzehrt werden und die Seele ins Jenenseits begleiten. Am häufigsten ist der Gebrauch des Lebendigbegrabens auf den Fidjji-Inseln, doch wird daneben auch das Stranguliren und das Erhängen mit der Keule angewendet.

„Aber Sie sind von deutscher Abstammung?“ fragte sie mit steigendem Interesse.

„Zum Theil“, erwiderte er, „und das was Deutsch an mir ist, hat mich so mächtig nach der Urheimath gezogen, daß ich Eltern, Geschwister und die Verhältnisse, in denen ich aufgewachsen bin, hinter mir gelassen habe, um das Land meiner Sehnsucht aufzusuchen.“

„Ei, kennt man in Amerika die Sehnsucht auch?“ fragte sie, unwillkürlich in ihren Worten an Mignons Lied anklingend.

„Vielleicht kennen Sie die Vollgut-Amerikaner nicht,“ antwortete er, und sein kluges, scharf und energisch geschnittenes Gesicht nahm einen weichen, träumerischen Ausdruck an, „ich bin aber, wie bereits bemerkt, zum guten Theil ein Deutscher und habe eine deutsche Erziehung genossen. Jetzt werden Sie auch begreifen, was mich bewog, in den abfahrenden Zug zu springen. Ich mochte nicht noch einen Tag verlieren, bevor ich nach Deutschland kam.“

Die drei Damen wechselten verwunderte Blicke und die Mecklenburgerin rief:

„Aber Sie sind schon mitten darin!“

Der Amerikaner schüttelte den Kopf.

„Hamburg ist eine sehr schöne, sehenswerthe Stadt.“

„Alle Achtung, aber für mich ist Deutschland in Berlin“, entgegnete er und fuhr, als die Damen darauf lebhaft erwidern wollten, schnell fort: „Ich weiß sehr wohl, daß Deutschland in den Haupt- und Residenzstädten der einzelnen Länder, daß es in ansehnlichen Provinzialstädten, wie in seinen Universitäten eine Anzahl von Mittelpunkten für Handel und Industrie, Kunst und Wissenschaft besitzt, und daß in diesem Umfange, welcher das Reich davor bewahrt, durch die Hauptstadt aufgefauget zu werden, mit eine Hauptbedingung für seine Größe liegt. Deutschlands Herz schlägt aber doch in Berlin, und ich will diesem Herzschnage lauschen, will ihn mir zu eigen machen, ehe ich in Europa etwas anderes kennen lerne; ich darf mir Zeit gönnen.“

„Und das Sodom gründlich auskosten,“ murmelte die sich in ihrem Lokalpatriotismus verlekt fühlende Mecklenburgerin. Sie beschloß, den ihr aufgedrungenen ammaßenden Amerikaner fortan keines Blickes mehr zu würdigen. Ihre junge Reisegefährtin, welche das Gespräch mit ihm fortsetzte, sank tief in ihrer Achtung; mit mißbilligendem Kopfschütteln vernahm sie deren Erkundigung:

„Sie beabsichtigen also längere Zeit in Deutschland zu bleiben?“

„Jedenfalls für einige Jahre, vielleicht für immer“, antwortete er ein wenig zerstreut und stellte dann ziemlich unermittelt die Frage: „Wie heißt der Ort, an welchem der Zug halten und der Engel mit dem feurigen Schwerte für mich in der Gestalt des Schaffners erscheinen wird?“

„Friedrichsruh, die Besitzung des Reichskanzlers, Fürsten Bismarck; diesem Umfange allein verdanken wir es, daß der Schnellzug hier anhält.“ (Fortsetzung folgt.)

Auch in Polynesien, bei vielen Negerstämmen Afrikas, sowie bei den Indianern Südamerikas kommt die Sitte vor, die übrigens auch bei den Mongolen noch im vorigen Jahrhundert geübt wurde. Manche Völkern genügt das Begraben in der Erde nicht. Die Damarg erklärten Chapman, daß es keine Sicherung biete: „Ihr müßt die Todten wegwerfen und sie von den Wölfen auffressen lassen; dann werden sie nicht kommen und uns belästigen.“ Bei den Julius war früher die Sitte allgemein, die Sterbenden vor das Dorf hinaus an einen einsamen Ort zu bringen, wo man sie den Raubthieren überließ. Bei den Buschmännern schleppen manchmal Töchter ihre alten Mütter aufs Feld und lassen sie von den Wölfen zerreißen. Die Kamtschadalen warfen ihre Kranken oft aus den Häusern und den Hund vor. Von den Baktrern berichtet Strabo, 11, 11, 3, daß sie die wegen Alters oder Krankheit Aufgegebenen eigens dazu gehaltenen Hunden vorwarfen, die in der Landessprache „Todtengräber“ hießen. Ein Rest dieser Sitte hat sich wohl bis auf den heutigen Tag bei den transsilvanischen Zigeunern erhalten. Wenn bei diesen der Todeskampf zu lange dauert, lassen sie den Körper des aus dem Leben Scheidenden von einem weißen Hunde belecken, was ihrem Glauben nach das letzte Ringen erleichtert. Darum finden sich auch bei jeder Bande transsilvanischer Zigeuner einige weiße Hunde, denen bei Gelegenheit dieser letzte Dienst obliegt.

Das schnellste Mittel, die Reste des Leibes verschwinden zu lassen und damit die Seele unschädlich zu machen, schien aber



offenbar, sie selbst zu verzehren. Daß die Seele nicht in den Knochen, sondern irgendwo in den weichen Theilen des Leibes wohne, ist die allgemein verbreitete irthümliche Volksvorstellung. Durch das Verzehren des Fleisches wird also einerseits die Seele vom Leibe geschieden, und das befreit den Menschen von der Furcht ihres Spukes. Andererseits aber geht die Seele, deren Sonderexistenz vernichtet wird, als Lebenskraft in die Ueberlebenden über, giebt Stärke, Muth und Verstand. So finden wir denn, daß nicht wenige Stämme das Fleisch ihrer verstorbenen Angehörigen verzehren \*). So hörte der Gesandte Ludwigs IX. an den Tataren-Khan von einem Augenzeugen, daß in oder bei Tibet ein Volk wohnte, bei dem die Kinder ihre gestorbenen Eltern aufgaben, indem sie es für Kindesliebe hielten, ihnen kein anderes Grab als ihren Leib zu geben; später hätten sie diese Sitte aufgegeben und nur aus den Schädeln der Eltern Trinkbecher gemacht. Die Eingeborenen der Wüdebai in Australien zehren ihre todtten Verwandten, wenn sie nicht zu alt werden, auf, und zwar gilt dies als feste Pflicht der Angehörigen, welche die abgezogene Haut aufgeben. Man glaubt dadurch die Tugenden der Verzehrten zu erlangen. Doch tödtet man nie jemanden, bloß um ihn zu fressen. Dagegen finden wir dies letztere Verfahren in vielen anderen Gegenden üblich. Bei den Massageten pflanzten alte Leute von ihren Verwandten geschlachtet und mit Schafffleisch zusammen gegeben zu werden, und das galt bei ihnen als das glücklichste Ende. Wer aber an einer Krankheit starb, wurde begraben. Wenn bei den indischen Badäern ein Mann krank wurde, so tödteten ihn seine nächsten männlichen Fremde, auch wenn er seine Krankheit leugnete, indem sie behaupteten, durch die Krankheit verdürbe sein Fleisch. Dann fraßen sie ihn auf. Ist es eine Frau, so thun es die Frauen. Auch die alten Leute werden getödtet und verzehrt, eine Sitte, die sich noch bei den Gonda (im nördlichen Dekhan) erhalten haben soll. Auch bei den Battas auf Sumatra wurden alte Leute von den Jhrigen verzehrt. In Bezug hierauf gefragt, erhielt ein Missionar von einem Batta die Antwort, daß sie ihre Verwandten aus Pietät fraßen, um sie nicht den Würmern der Erde zu überlassen. Man hat das Vorkommen der Sitte gelehnet, doch berichtet schon Marco Polo dasselbe. Sobald, heißt es bei ihm, der Zauberer den Ausspruch thut, der Kranke werde nicht mehr genesen, so lassen die Verwandten ihm durch besonders dazu eingeeübte Leute den Mund verschließen und ihn so erstickten. Dann essen sie ihn in feierlicher Versammlung ganz auf, nicht einmal das Mark in den Knochen übrig lassend, weil sonst die Seele des Verstorbenen viel leiden müßte.

Vereinzelt kommt auch die Sitte vor, Todte wie auch alte gebrechliche Leute und hoffnungslose Kranke, in einem schlechten Kahn ins Meer hinauszuwerfen. So geschah es auf der abgelegenen mironesischen Insel Tobi. Dem allgemeinen Glauben zufolge nahm man das Geisterreich jenseits des Meeres an, dorthin sollten die Todten fahren. Da Kinder noch kein Boot lenken konnten, so wurden sie begraben.

Es bleibt noch übrig, einige Arten von Gewaltthaten zu betrachten, die hier und da an Sterbenden verübt werden und aus denen hervorzugehen scheint, daß man mitunter einen natürlichen Tod überhaupt zu hindern suchte, selbst wenn er sicher bevorstand, wahrscheinlich in dem Glauben, daß dadurch die Seele allzu sehr geschwächt, vielleicht ganz vernichtet und der Fortdauer beraubt würde. Die Jahaans auf Feuerland drücken einem Sterbenden, der das Bewußtsein verliert und zu röcheln beginnt, die Kehle zu und kürzen so seinen Todeskampf ab; die Chiriguanos, brasilianische Waldindianer am Bicomano, brechen den Sterbenden das Genick mit einem Beil. Wenn bei den Indianern im nordwestlichen Peru Jemand im Todeskampf lag und nicht schnell genug sterben konnte, so wurde bis in die neueste Zeit der „Despenador“ (Erleichterer der Schmerzen) gerufen, der durch ein Loch in der Wand zum Kranken treten mußte. Er stellte dem Sterbenden vor, daß es Zeit sei, vor Gott zu erscheinen, und ließ ihn beten, falls er dazu im Stande war. Darauf kniete er auf seine Brust und drehte ihm mit schneller Bewegung den Kopf um, bis er kein Lebenszeichen mehr von sich gab. War dies geschehen, so ordnete er den Körper im Bette, faltete seine Hände und entfernte sich auf dem Wege, auf dem er gekommen war. Ebenso wird bei den kaukasischen Juden den Sterbenden im Augenblicke des Todes das Genick umgedreht.

Schließlich seien noch einige andere, meist auf aber-

\*) Die Sage übertrug das auch auf Thiere. Verbreitet ist der Glaube, daß immer nur zwei Wern leben, indem die Jungen bald nach ihrer Geburt ihre Eltern auffressen.

gläubischen Anschauungen beruhende und in guter Absicht vollzogene Gewaltthaten an Sterbenden angeführt. Bei den Südlavlen kleidet man bisweilen unheilbare Kranke ohne Weiteres ins Leichengewand, nachdem man sie gebadet und rasirt hat, drückt ihnen die Todtenkerze in die Hand und läßt sie einsegnen, als ob sie schon tot wären. Auch bei südamerikanischen Meisterröckern werden Sterbende noch lebend in die zur Beisezung erforderliche, zrammungeprekte Lage eingezwängt, welche durch die bald nach dem Tode eintretende Versteifung der Gelenke gehindert werden könnte. Wenn in China der Doktor auf das bestimmteste erklärt hat, daß eine Heilung unmöglich sei, falls der Kranke nicht so und so lange das vorgeschriebene Rezept gebrauche, tritt nicht selten die Familie in Berathung und erwägt in Gegenwart des Kranken, ob man diesen nicht lieber sterben lassen solle. Nicht selten erklärt der Kranke selber, es sei besser die Medizin nicht zu kaufen und lieber einen hübschen Sarg anzuschaffen. In der wendischen Steiermark wird auf der Brust des Sterbenden mitunter ein Bündel Flachs verbrannt, wenn man glaubt, daß er nicht sterben könne, weil er Flachs geflohen habe. Ziemlich verbreitet ist die Sitte, einen Sterbenden kurz vor dem Tode aus seinem Bette zu entfernen. In Kroatien und Slavonien legt man ihn auf die bloße Erde, denn man glaubt, es sterbe sich schwer auf Federn und Stroh im Bette.

Wenn bei den Chinesen jemand im Sterben liegt, wird er aus seinem Bette auf eine Bank oder Matte auf den Boden gelegt, denn man glaubt, sonst müsse er die Bettstelle als eine Last mit in die andere Welt hinübernehmen. Bei den Indern wird der Sterbende auf ein Bett von Rufagrass gelegt; gehört er zu den drei oberen Kasten, so muß er außer dem Hause in freier Luft sterben. Sein Haupt wird mit Wasser aus dem Ganges besprengt und mit Thon aus demselben Strom bestrichen. Sprüche aus den Vedas werden ihm laut ins Ohr gesagt und Blätter vom heiligen Basilikum aufs Haupt gestreut. Aermere Leute verfahren einfacher. Wird einer alt und krank, so tragen seine Angehörigen den Aufgegebenen an das Ufer des Ganges. So lange die Sonne hoch steht, bleiben sie bei ihm und zersireuen ihn durch Gespräche; bricht die Dunkelheit herein, so füllen sie Mund, Nase und Hände des Sterbenden mit dem Schlamm des Flusses, schieben ihn sanft in das Wasser und entfernen sich ohne weiteren Abschied.

Daß die gewaltthame Beisezung alter und kranker Leute auch sonst mitunter mit einem besonderen Ceremoniell verbunden ist, wird verschiedentlich berichtet.

Bei den Tschippewä in Nordamerika z. B. lassen sich die Greise gewöhnlich selbst von ihren Söhnen tödten; wenn sich aber der gebrechliche Vater weigert, auf diese Weise zu enden, so wird er auf einer verlassenen Insel ausgelegt, ein Kahn, Pfeil und Bogen und ein Trinthorn ihm gegeben, ein Festmahl gefeiert, wobei die Friedensspeiße geraucht wird mit dem Gesänge: „Wir wissen, daß der Herr des Lebens uns liebt; wir übergeben ihm unsern Vater, daß er sich vergnügt fühle im andern Lande und im Stande sei zu jagen.“ Nach einem Tanze schlägt der älteste Sohn den Vater mit einem Tomahawk nieder; man begräbt sogleich die Leiche und baut von Rinde eine Hütte über dem Grabe.

Die Veranlassungen zum allmählichen Aufhören der Sitte der Mordtödtung sind verschiedener Art. Ein Hauptgrund war jedenfalls die Erkenntniß von der Nützlichkeit der Greise und ihrer langen Erfahrung. So wird z. B. berichtet, daß die Australneger sich ihrer alten Weiber sicher gewalttham entledigen würden, wenn diese nicht durch ihren besonderen Instinkt, Eshbares aufzuschmeffeln, ihnen einen gewissen Respekt abnöthigten und zugleich auch Mittel fänden, diejenigen ihres Geschlechtes, die zu alt sind, das Lager zu verlassen, mit Nahrung zu versorgen. In einer öfter vorkommenden Sagenform ist dieser Gedanke von der Nützlichkeit der Greise und der Nothwendigkeit ihrer Erhaltung ausgedrückt und zugleich der historische Verlauf in einen Akt zusammengedrängt. Ein Sohn verbirgt seinen zum Tode bestimmten Vater, und dieser rettet später durch einen guten Rath sein Land, was die Aufhebung der Mordtödtung zur Folge hat. Eine andere Fassung dieser Sage ist folgende: Auf der Insel Hydra an einem in der Nähe des Strandes befindlichen Felsen sollen ehemals die Greise in einem Korbe von ihren eigenen Kindern herabgelührt worden sein, bis einst ein Alter in dem Augenblick, da er in den Korb gelegt ward, zu seinem Sohne sagte: „Bewahre den Korb gut auf, mein Sohn, damit, wenn Du alt geworden, auch Deine Kinder ihn benutzen können.“ eine Bemerkung, die auf den Sohn solchen Eindruck machte, daß von der Zeit an der barbarische Brauch unterblieb. Eine dritte Sagenform endlich schildert,

wie Söhne, die ihren Vater umbringen wollen, durch einen Dritten, der dann ein Misl gründet, daran gehindert werden. Allmählich entwickelte sich das „Altenheil“. Hat der Brahmane alle ihm als Hausvater vorgeschriebenen Pflichten erfüllt, so übergibt er das ganze Hauswesen seinem erwachsenen Sohne, doch ist ihm erlaubt, noch in dem Familienhause zu wohnen und in vorkommenden Fällen Schiedsrichter zu sein. Wislmann fand im Innern von Afrika Dörfer, die nur von alten Leuten bewohnt waren, also eine Art Siechenasyl repräsentiren.

In mancherlei Ueberresten endlich hat der lange abgekommene Gebrauch sein Andenken noch ziemlich lange erhalten. Schon erwähnt wurde z. B., daß die Mongolen, bei denen es noch im vorigen Jahrhundert Sitte war, Greise lebendig zu begraben, nach Ueberschreitung des siebenzigsten Jahres das Recht verlieren, sich zu umarmen. Im römischen Urgeeropfer waren an die Stelle der sechzigjährigen Greise aus Binsen geflochtene Menschengestalten getreten. In Skandinavien erhielt sich die Sitte der Altentötung in dem Gebrauche „sich Odin zu zeichnen.“ Wenn Könige oder andere angesehenere Männer auf dem gewöhnlichen Todtenbette starben, ließen sie sich zuvor mit dem Speer rigen, um blutend zu sterben. In Schweden und manchen Gegenden Deutschlands bewahrte man bis 1600 in den Kirchen plumpe, alte Keulen auf, die als „Familienkeulen“ bekannt waren, und mit denen einst die Bejahrten und hoffnungslos Kranken von ihren Verwandten feierlich getödtet wurden. Verschiedentlich findet man ja noch heute Keulen an den Kirchen oder Thoren deutscher Städte abgebildet. Am deutlichsten ist der geschichtliche Wandel zum Ausdruck gebracht an der Thür eines Armenhauses zu Leoninster, wo das Bild eines Mannes mit einer Art in der Hand angebracht ist, mit der Inschrift: „Wer alles fortgibt, eh' er todt ist, der nehm' diese Art und schlage sich an den Kopf.“

### Allerlei.

**Vom Winter in Frankreich** wird unterm 11. Februar aus Paris geschrieben: Seit gestern Morgen ist die Seine ganz zugefroren, aber noch nicht tragfähig. Ähnlich war es 1891, während 1889/90 wochenlang schwer beladene Wagen über das Eis fahren konnten. Bei der vorgehenden Jahreszeit dürfte diesmal das Eis um so weniger tragfähig werden, als jetzt, nach dreitägigem Schneefall, die Kälte schon bedeutend abgenommen hat. Schlittschuh laufen die Pariser schon lange, da der Kanal, die Teiche und Becken in den öffentlichen Anlagen und im Bois de Boulogne seit Wochen fest gefroren sind. Größere Uebung im Eislauf haben die Pariser auch erworben, da das ganze Jahr hindurch zwei große künstliche Eisbahnen in Betrieb sind. Die Pariserinnen beweisen dabei wiederum ihre Kindigkeit und schlagen zwei Fliegen mit einer Klappe: sie gehen in Modetracht aufs Eis. Sie erscheinen in Bumphosen, hohen Schnürstiefeln, Polerojade und Pelzmüße. Manche tragen auch lange zugeknöpfte Jacken mit Pelzbesatz. Selbstverständlich wird Pelz dieses Jahr ungemein viel getragen, überall wird Pelzbesatz angebracht. Die Kälte richtet große Verheerungen im Jardin des plantes an. Eine ganze Anzahl wertvoller, seltener Thiere ist der Kälte erlegen; so ein Hirsch aus Kordubina, eine Antilope, ein Ober aus Chaldäa etc. Die empfindlichsten Thiere wurden in dem vorigen Jahr erbauten Winterhaus untergebracht. Aber dieses ist so klein, daß hauptsächlich nur die Strauße und der junge weiße Elefant dort Platz finden konnten. Das Becken der Seelöwen ist mit einem Zeltdach und Bretterwänden geschützt worden. Aber für die meisten Thiere in den Gehegen hat wenig geschehen können. Weitere Verluste sind zu befürchten, auch in den Treibhäusern. Die Kälte bringt auch eine andere Erscheinung hervor, nämlich eine lebhaftere Thätigkeit des einzigen Vulkan, den Frankreich besitzt und von dem die wenigsten etwas wissen. Es ist der etwa 130 Meter hohe, dabei ziemlich breite Berg Du Montet, zwischen Decazeville und Crantac (im Departement Aveyron). Nach den Erzählungen der Einwohner der Gegend befanden sich früher dort achtzehn kleine Krater, die jetzt in einem vereinigt oder erloschen sind. Hauptsächlich im kalten Winter entfaltet der Krater eine sehr bemerkliche Thätigkeit. So jetzt, wo man über diesen Feuerberg dicke Rauchwolken aufsteigen sieht. Nachts ist das Schauspiel großartiger und schauerlicher. Der Boden dröhnt unter dem Fußtritt des Besteigers, der sehr deutlich die Bewegungen des Bodens sowie das donnerähnliche Geräusch im Innern wahrnimmt. Näherlich der Besteiger trotz des Rauches und des unter seinen Füßen brennenden Bodens des Krater, so gewahrt er tiefe Oeffnungen, aus denen ihm die alühnende Lava entgegenstrahlt. Ein in die Erde gesteckter Stod brennt sofort, aus dem dadurch entstandenen Loch steigt Rauch auf. Erweitert man das Loch, so sprühen sich Funken und Flammen hervor. Alle Thiere scheuen es, diesen heißen Boden zu betreten, Pferde bäumen sich, werden wild und gehen erschreckt durch, wenn man sie dazu zwingen

will. Der kleine Feuerberg besteht nachweislich seit Jahrhunderten. Seit 1870 war seine Thätigkeit nicht so bedeutend wie gegenwärtig.

**Ein feines Liebespaar.** Ein Herr N. in Coburg erlöst in der „Dortzsetzung“ folgende Anzeige, welche in mehr als einer Hinsicht „tief bilden läßt“: „Entsprungen ist mir meine Frau Debora N. nicht, weil sie hinkt, aber sie treibt sich mit einem Brillenhändler Namens Stoll auf Jahrmärkten und Dausiren herum. Dieselbe hat mich böswillig verlassen und mir auch größeren Geldbetrag mitgenommen, weshalb ich geehrte Gasthofsbesitzer darum bitte, mir, wenn dieselben irgendwo sich aufhalten sollten, umgehend Nachricht zu geben. Auslagen, auch wenn noch so hoch, veralte gern und promptest. Josef Stoll hat als Kennzeichen: sieht und hört nicht gut. Debora hinkt und Lat keine Schridkenntniss.“

### Blüthenlese aus den Lustigen Plättern.

**Väterliche Vorsorge.** Der Kaufmann Böb Barbez sitzt an der Wiege seines kleinen Sohnes und sinnt ihn in Schlaf. In der einsinnigen Melodie lehren die Worte „Bei-te, Bei-te...“ unaufhörlich wieder. Ein Geschäftsfreund tritt ins Zimmer, hört der eigentümlichen Vokalleistung eine Weile zu und fragt: „Sag einmal, Böb, warum haßt Du ausgedacht so e miekes Liedel?“ — „Wer' ich Dir erklären“, erwidert Böb, „mein Sohn wird doch einmal später gerad' so machen pleite wie ich — soll er wenigstens nich können sagen, es is ihm nich an der Wieg' worden vorgelungen!“

**Direkte Verbindung.** Die Auditorswitwe Alobig hat einen Sohn, der schon in jungen Jahren ausgewandert ist und in Afrika sein Glück versucht hat. Lange Zeit hat sie nichts von ihm gehört, da empfängt sie folgenden Brief: „Liebe Mutter, ich war zuletzt in der Wüste Sahara und lehre nunmehr, des Umherwanderns müde, in Deine mütterlichen Arme zurück. Ich werde am 4. Februar in Berlin eintreffen. Erwarte mich Abends 7 Uhr auf dem Anhalter Bahnhof. Dein treuer Sohn Clemens.“ Zur bestimmten Stunde begiebt sich Frau Alobig auf den Anhalter Bahnhof, wo sie den ersten Gevächträger mit der Frage anhält: „Sie, können Sie mir nicht sagen, ob der Zug aus der Wüste Sahara schon da ist?“

Bräut und Bräutigam. „Wer A gelagt hat, muß auch B sagen“, felebrirte sie ihn. „Dein Wille geschehe“, jagte er zu ihr, „ich sage Dir hiermit ab!“

Von Stufe zu Stufe. Gigerl Mudi: „Hast Du schon gehört, der Circus Schumann soll in ein Volkstheater umgewandelt werden: — Mudi: „Gott, wie doch Alles mit der Zeit verflacht!“

### Zur Beruhigung.

Hier in der Zeitung se' ich eben: Es haben die Parteigenossen Den Alwardt, Rektor aller Deutschen, Aus ihren Reihen ausgeschloffen.

Habt nur Geduld, seid nur nicht bange: Hat ihn sein Schicksal au: verdrossen, Bei Alwardt dauert's meist nicht lange, Da wird er wieder „eingeschloffen“!

### Der Kaffelan von Blöhensee.

**Einbildung bei Thieren.** Lieutenant (zu einer Dame, im Zoologischen Garten): „Jetzt werde ich 'mal den großen Elephanten eigenhändig füttern. (Er reicht ihm ein Stück Zucker, der Elephant nimmt es nicht.) Na, das ist klassisch, das Thier schneidet mich komplett; glaube beinahe, der Elephant hat den Größenwahn!“

**Wörtlich befolgt** (zum aufziehenden Posten): „Vergessen Sie nicht, in's Gewehr zu rufen, wenn ein höherer Offizier kommt.“ Nach einer Weile schreiet ein General auf die Wache zu. Der Posten reißt schnell sein Gewehr herunter und brüllt in die Mündung des Laufes hinein: „Es kommt a General!“

**Druckfehler.** Am 5. d. Mts. verschied unser hochgeehrter Freund, der Rentier Baberle. Nun wir wissen, was wir an ihn verloren. Die Mitglieder des Statklubs „Gemüthlichkeit“.

**Ueberflüssiges Lebehoch.** Eine Gesellschaft junger Literaten geräth beim Weine in fidele Stimmung. A.: Jetzt wollen wir Toaste ausbringen! — B.: Jawohl — Goethe soll leben! — C.: Trinken Sie lieber auf Ihre eigene Gesundheit; Goethe wird länger leben, als Sie!

**Passende Definition.** An der Zollgrenze trifft ein Obelis aus Caynen ein, zu dessen Verladung drei aneinander gekoppelte Lastwagen erforderlich waren. Erster Zollbeamter: Wenn ich nur wüßte, unter welche Zolltribut das Ding fällt. Im Verzechniß finde ich nichts von Obelisen. — Zweiter Zollbeamter! Wozu dient denn eigentlich so ein Obelis? — Dritter Zollbeamter: Zu gar nichts; man stellt in irgendwo hin und da bleibt er stehen. Zweiter Zollbeamter! Da muß er ganz einfach als Nippische veräuert werden!

**Neues Anserat.** Allen Freunden und Bekannten zeige hiermit an, daß in dem Roman „Waltrudis“, den ich unter der Feder habe, die Titelheldin sich soeben mit dem Grafen von Strahlenberg verlobt hat. Waldemar Reiff, Schriftsteller.

**Benutzte Gelegenheit.** „Teufel, ich sehe ja heut' Alles doppelt!“ — „Ach, das freut mich, dann brauch' ich ja von den 100 Mark, die Du mir bis heut' geborgt hast, bloß 50 zurückzugeben!“